

DER SONNTAG

Unterhaltungs-Beilage der Sächsischen Volkszeitung

Aufgang B, fünf Treppen

Von Johannes von Kunowski

Im Gartenhaus, fünf Treppen hoch, lag das Atelier der Brüder Krause. Sie waren Malerleute, hatten die Balken ihres lustigen Heims knallrot angestrichen und den Schrank dafür in ein tiefes, lattes Blau getaucht. Durch das große Oberlicht schien sommers hell und strahlend die Sonne, die meiste Zeit des Jahres über aber ergoß sich ein helles Grau durch die Scheiben und beleuchtete die Arbeiten der beiden jungen Gesellen.

Die beiden Krauses waren jung und Malerleute dazu, aber ihr Leben war so bürgerlich und wohlgeordnet wie das eines jeden braven Zeitgenossen. Heinz, der Ältere, zeichnete für Zeitungen und Zeitschriften kleine Skizzen, mal einen alten Winkel der Stadt oder auch ein Augenbildchen vom letzten Pferderennen, nur des Sonntags konnte er einmal den Pinsel schwingen und vor der Leinwand stehen, um sich in Farben und Gestalten auszutoben. Sein Bruder Karl dagegen durfte seine Zeichnungen für das Modehaus war in braun oder blau, wie gerade die Modefarbe war, anlegen, im übrigen aber war die Hauptsache bei seinen Schildereien, Finte in den Modellen zu haben und liebevoll auf die Einzelheiten der neuen Modellschöpfungen einzugehen. Große Klappen unter dem Arm, traktete sie los, holten sich ihre Aufträge, und dann zeichneten sie bis spät in die Nacht hinein, damit am frühen die Miets plunklich bezahlt wäre und der anrückende Winter sie in warmen Mänteln anträte.

„Künstlerleben, Atelierzauber, Bohème“, — das sind so Begriffe für den Spieler oder unruhige Jünglinge, in denen Rompions, Grammophon und Mädchen eine Rolle spielen, Gebüder Krauses Künstlerleben war harte, straffe Arbeit, und wenn Karl, der Modezeichner, sich von neuem Ideen für seine Figuren ergattern wollte, dann sorgte er sich lediglich von der brüderlichen Liebe das Paar schweinslederne Handschuhe und ließ scheinbar unternehmungslustig den eleganten Frauen der großen Stadt nach, bis er von ihrem Gang und der Art, sich zu geben, so viel in sich aufgenommen hatte, daß diese Eindrücke wieder für eine neue Folge „herbstliche Mode“ reichten.

Gebüder Krause hatten als Menschen, die in der Zeit hängen, nicht nur unten am Haus ein Kamenoschild, sondern unterhielten auch ein Telefon. Und dies sollte eines Montags früh, als die Welt für die beiden alles andere als besonders rosig aussah, die Frau in ihr Leben bringen!

„Hallo, dort das Atelier?“, Heinz Krause ruderte bei dem Anruf aufgeregt den Bruder mit den Armen herbei. „Eine Dame“, flüsterte er, und dann die Anrufende: „Ich habe Ihre Bilder gesehen, die haben mir so ausgezeichnet gefallen. Sie müssen unbedingt ein Bild von mir machen.“ Heinz Krause machte einen Büßling und versicherte wiederholt seine reifliche Bereitwilligkeit. „Morgen um fünf, ist es recht?“

Und ob es recht war! Lange noch nach dem Anruf standen die beiden vor dem Telefon und machten sich auf ihre Art schon jetzt ein Bild von der Fremden.

„Eine Stimme hat sie gehabt, — höchstens zwanzig“, beteuerte Heinz, Karl überlegte. „Und ausgerechnet vor dir wollte sie sich malen lassen?“ Hier hätte der Ältere eine Chance gehabt, aber er war ehrlich. „Sie sprach nur vom Atelier, von deinem Dasein wird sie dabei allerdings wohl kaum eine Ahnung gehabt haben.“

Oder von deinem! Schlichtlich, — eine junge, hübsche, blonde Dame von knapp zwanzig wird doch wohl viel eher meine Bilder in der „Neuen Mode“ gesehen haben, als vielleicht deine alte Fischerfrau beim Kneipen in der „Sonntagspost“. Klar, sie will zu mir!“

Heinz oder Karl, das war die Frage. Bei aller Abenteuerlichkeit des Geschehnisses und trotz der freudigen Erregung und Erwartung des Kommenden waren die beiden doch wieder sachlich genug, um sich darüber nicht ernsthaft in die Haare zu geraten. „Man wird ja sehen“, dachte ein jeder für sich mit einem Seitenblick auf den Bruder und traf dann seine Vorbereitungen.

Heinz wollte die schöne Unbekannte in einen Sessel setzen, den er an das kleine Fenster rückte. Hier hatte man die Wette des Himmels und, wenn man wollte, auch ein wenig von dem Gewirr der Dächer. So dachte er sie sich ihrer Stimme nach, ganz jugendlich, wie eine Wolke, die dräusen an dem Fenster vorbeizog. Karl dagegen ordnete heimlich den Faltenwurf des großen Vorhangs, der die Betten von dem anderen Teil des Zimmers trennte. Hierher wollte er sie stellen. Lang und fliegend das Gewand, eine Hand leucht in den Vorhang greifend, dem er so nach der Farbe ihres Kleides einen tiefen, latten Unterton geben würde. Ein großer Hund mühte dann neben ihr stehen, auf dessen Kopf ihre Rechte ruhte, schon dachte er an die Dogge des Portiers, ob er die wohl ausgeliehen bekäme. — Kurz, es spulte in allen Eden des Krause'schen Ateliers.

„Irrenarzt Burnham“ / Von Horst Thielau

Professor Burnham, eine hagere Notengehant mit diechem hölzernem Ansehenskopfe, weilte nun schon fünf Tage im Bonduvras-Hotel, einem der vornehmsten Erholungshäuser an der Ostküste Floridas. Eine sonnenblühende, fast übermäßige Heiterkeit erfüllte diesen alten Herrn, der im Nu sich zum Liebling aller gemacht hatte.

Vom rein Persönlichen des Herrn Professors war freilich nicht allzuviel zu erfahren. Immerhin genügte das Wenige, das im Umlauf war, den neuen Gast recht in den Mittelpunkt des Interesses zu rücken. Professor Burnham, erzählte man sich, war Irrenarzt an einer der größten Anstalten New Yorks, eine Millionenerschaft aus England hatte ihn vor einigen Jahren zum reichsten Mann werden lassen. Burnham besah mehrere hundert Morgen großen Grundbesitz in der Umgebung von Denver, und hatte erhebliche Anteile an Bergwerken und anderen Unternehmungen.

Am gleichen Tage, da Irrenarzt Professor Dr. Burnham sein Zimmer im Hotel bezog, traf auch ein um mindestens dreißig Jahre jüngerer Gast ein, ein Mann, mittelgroß, dunkel, mit fast knabenhaftem Gesicht und nach der letzten Mode gekleidet. Das leicht zurückgebogene Kinn deutete auf Trug und Eigenwilligkeit. Die ewig flatternde Krawatte, so wie sie Künstler tragen, übertraf sein ganzes Kostümen zeugte von einer gewissen Raffinesse. — aber trotzdem blieb er Kanakler vom Scheitel bis zur Sohle, wie Miss Claire Haggerty im geheimen feststellte.

Sehr zur Enttäuschung Claire Haggertys war der Fremde, der sich als Ralph Ashton eingetragene hatte, genau das Gegenteil von Professor Burnham. Ralph Ashton hatte die Schulle von der Gesellschaft überhaupt keine Notiz zu nehmen und schien mit Aufregungslust den Unzugänglichen zu spielen. Stundenlang konnte der Sonderling auf der Terrasse im Liegestuhl verbringen, um Zeitungen oder Bücher zu lesen, alle anderen Gemüthsheiten dieses Mannes aber dünkten wie dumpfes Mühsal gegen jeden und jede. Trotz allem übernahm es Miss Haggerty nicht, mit Rouse ein paar mal täglich dem verblühten Teint etwas nachzuhelfen.

Überall sahen und lehnten materlich helle Mädchengestalten, lächelten sich und betörend den Malerleuten zu und verwischten schon jetzt all das Grau des Alltags.

Und der Tag verging, und die Nacht, und der Vormittag. So wurde fünf, und halb sechs, — und dann kam sie!

Stand groß und aufrecht in der kleinen Tür des Ateliers und schnappte um Luft nach den fünf Treppen. „Und der Preis, meine Herren, ich habe gestern ganz vergessen, danach zu fragen, der Preis für ein Duzend?“

Heinz und Karl sahen sich an, und dann den Besuch. So um die vierzig, groß, ein wenig düßlich, im ledernen Staatskleid und mit den Zügen latter, zufriedener Bürgerlichkeit, stand ihr „Esse“, ihre Lichtgestalt, vor ihnen. „Das Duzend?“ fragte Heinz Krause verlegen, um der unmöglichen Spannung ein Ende zu bereiten.

„Nun ja“, die Dame war resolut und müsterte durch ein Porzellan verächtlich die farbigen Sonntagsgemälde der Gebrüder an den Wänden, „sind Sie denn nicht Photographen?“

Nun war es zu Ende, die Spannung, der Traum. „Das photographische Atelier Krause, Gartenhaus, fünf Treppen, aber Aufgang B“, murmelte Heinz verstört, „ein Mißerständnis!“

Gewaltig knarrte die Treppe unter dem Gewicht der Danonengenden. Die beiden jungen Gesellen aber gingen einander aus dem Wege, lachten ein wenig trampfhaft und begruben einen Traum, von dem sie vierundzwanzig Stunden gelebt hatten. —

Da warf jemand, als man abends wieder mal im Speisesaal beisammenlag, das Wort „Hypnose“ in die Unterhaltung. Das war für Professor Burnham Anlaß, an zahlreichen Beispielen aus seiner Praxis den Zuhörern den gewaltigen Einfluß der Suggestion klarzumachen. Man erfuhr sogar, daß Professor Burnham es zuwege brachte, Irre lediglich durch die Macht der Suggestion in verhältnismäßig kurzer Zeit von ihren Wahnbildern freizubekommen. Von der Redeweise des Gelehrten, der jedes Wort bedächtig auf Eindruck und Vollwertigkeit prüfte, war alles in Bann geschlagen.

Miss Haggerty hatte wie mit Andacht gelauscht. Als sie ein Weilschen später den Professor unter vier Augen traf, meinte sie ganz zufällig: „Nach Ihrer Theorie, Herr Professor, könnte man schier annehmen, daß es auch möglich sein müßte, Widerspenstige zur Zuneigung und Liebe zu zwingen.“

„Aber selbstverständlich, meine Verehrteste, nichts ist leichter als das!“

„Selbst dann, Herr Professor, wenn der, der heimlich geliebt wird, mit Widerwillen bis obenhin vollgestopft wäre?“

„Tawohl, selbst dann, mein Fräulein! Meinen suggestiven Befehlen hält auf die Dauer keiner stand.“

Wie herzhafte ließ Miss Haggerty den Namen Ashton fallen.

„Gut, meine Dame, holen wir uns Herrn Ashton als Opfer. Schon morgen sollen Sie es erleben, welche überauschende Verwandlung sich bei Ralph Ashton vollziehen hat.“

Herr Professor, ich beuge die ernsten Zweifel, daß gerade in diesem Falle Ihre Kunst etwas wird ausrichten können. Es dürfte Ihnen doch kaum entgangen sein, wie sehr sich Herr Ashton zurückhält und sich gegen alles verschließt. Herr Ashton wird es glatt ablehnen, sich von Ihnen in den Trancezustand versetzen zu lassen.“

Der Irrenarzt lächelte. „Mein Fräulein, Sie scheinen meine wissenschaftlichen Ausführungen, die ich vorhin gab, nicht in allen Teilen verstanden zu haben. Mein höher Gedankensfeld, und käme er aus tausend Kilometer Entfernung, wird Herrn Ashton wie ein Kind gefügig machen. Ich brauche also das Hilfsmittel der Trance durchaus nicht. Die Verwandlung

Menschen dieses Zeitalters. Eine peinliche Polarität! Von beidem ist ein Maß denkbar, das lebensgefährlich werden kann.

Nicht jeder kann es!

Ganz verschieden freilich verhalten sich die Menschen in jenen Lagen, die Fiß oder Langeweile herausbeschreiben können. Nach Charakter und Temperament, Erziehung und Selbstzucht gibt es da sehr große Unterschiede.

Wer hat nicht in seinem Bekanntenkreise, vielleicht sogar in seiner nächsten Umgebung irgendeinen Menschen, der bei der geringsten Kleinigkeit „Fiß kriegt“? So ein Armer gleicht einem Kraftfahrer, der ohne zu schalten eine steile Steigung nehmen will. Der Motor wird überanstrengt, und doch kommt man nur langsam voran. —

Aber auch Menschen ganz anderer Art kennt wohl jeder: Männer und Frauen, die gerade dann, wenn Arbeit und Kummer in hohen Bogen gegen sie anrennen, fest stehen wie die Felsen in der Brandung. Für ihre Umgebung sind sie ein Trost und ein Vorbild, diese Braven, deren Mut mit dem Sturm wächst. Sie sind sichere Fahrer, die das Schaltwerk der Gedanken beherrschen und mit fester Hand die steilste, auch die gänzlich unerwartete Steigung meistern.

Auch diese ruhigen, selbstsichereren Charaktere freilich können bei bestimmten Gelegenheiten „aus dem Häuschen geraten“. Der Bürovorsteher, dem der stärkste Geschäftsgang einfach eine Wonne ist, kann sich über die Begriffsstutzigkeit eines Lehrlings so erzürnen, daß er selbst anfängt Fehler zu machen. Der Anführer im Kabarett, den kein noch so hechter Zufall aus der Fassung bringen kann, wird durch einen Fleck auf dem Frackhemd in ratlose Verwirrung gestürzt. Gar mancher Mann, den nichts in Verwirrung bringen konnte, lernt das Stottern im Angesicht einer schönen Frau.

Nicht allein das Tempo eines Vorganges ist also entscheidend dafür, ob Fiß oder Langeweile entstehen

Zwischen Fitz und Langeweile

Plauderei am Wochenende

Von Marabu.

Ein gemischtes Vergnügen ist dieses Leben! Gemischt aus Freuden und Leiden, gemischt aus Gut und Böse, gemischt aus Schön und Häßlich. Und gemischt wie die Dinge dieser Welt sind die Gefühle, mit denen wir ihnen begegnen: Entzücken und Trauer, Liebe und Haß, Anbetung und Abscheu.

Wir Modernen freilich möchten diese Gefühle gerne misshandeln, möchten herabsehen auf die Empfindsamkeit vergangener Zeiten mit dem stählernen Stolz des technischen Zeitalters. Aber unsere Herzen und Hirne sind auch im 20. Jahrhundert nicht aus Stahl und Beton. Wer den Tempel der Gefühle zerstört, dem bleiben die Trümmer. So entstehen die Halbfertigfabrikate der Seele, die für viele Menschen unserer Zeit so charakteristisch sind. Die meist gebrauchten Halbfertigfabrikate dieser Art, die für manche Menschen Eifer und Abscheu, ja Liebe und Haß erzeugen, sind Fiß und Langeweile.

Peinliche Polarität

Sollten Sie etwa nicht wissen, was Fiß ist? Dann lassen Sie sich das bitte erklären:

Nehmen wir einen leichten Fall! Etwa ein Vergnügen, den Besuch eines Balls. Seit Wochen weiß man, daß dieser Abend diesem Zweck gewidmet sein wird. Aber eine Stunde vor Beginn bedrängen uns die Vorbereitungen: die Hemdknöpfe sind verlegt, auf dem Lackschuh ist eine schadhafte Stelle, der weiße Binder leistet den Finzern Widerstand. . . . Mit einem Worte: Fiß. Erschöpft, wie ein gehochter Krebs gerüstet vor Anstrengung, kommen wir auf dem Frühlingball an. Und nun kann es

passieren, daß es längst nicht so nett ist, wie wir es erträumt hatten. Wir finden keine nette Gesellschaft, stehen oder sitzen zunächst ein wenig blöde in der Gegend herum. Nach der vorübergehenden Heße fällt einem das doppelt auf die Nerven. Wir finden auf einmal alles abgeschmackt und begreifen uns selbst nicht, wie wir zu so einer Veranstaltung gehen konnten. Verstohlen gähnen wir in die weißen Handschuhe hinein. Mit einem Worte: Langeweile.

Sie werden einwenden, daß ja niemand zu einem Ball gehen muß, besonders nicht im Frühling. Dieser Einwand ist freilich nur bedingt richtig. Manche Menschen müssen eben doch, ob sie wollen oder nicht, an Veranstaltungen solcher und ähnlicher Art teilnehmen. Aber nehmen wir ruhig ein besseres Beispiel: den Normalfall, die tägliche Berufsarbeit. Auch da gibt es Tage, an denen der Fluß der Geschäfte auf einmal floter strömt. Die Arbeit häuft sich zu Bergen. Wir sind vielleicht glücklich darüber, aber wir kommen einfach nicht mit. Erst bleibt das eine liegen, dann das andere. Schließlich überraschen wir uns dabei, daß wir planlos dies und jenes anfassen, ohne es zu Ende zu führen: Fiß! Aber auch der umgekehrte Fall ist jedem Arbeitenden bekannt: Tage, an denen alles schief geht, an denen nur unangenehme Nachrichten kommen, an denen der Strom der Arbeit zu stocken scheint. Aus Widerwärtigkeiten und Flaute wächst Unlust, aus Unlust Langeweile. . . .

Soll ich noch auf den schweren Fall hinweisen, daß dieses Paar der Gegensätze sogar die Familie erfährt? In der Haushaltsführung, der Kindererziehung, der Freizeitgestaltung — überall kann das Tempo überdreht oder zu gering genommen werden, überall können Fiß und Langeweile die Harmonie des Daseins gefährden. — Zwischen Fiß und Langeweile schwankt das Leben der